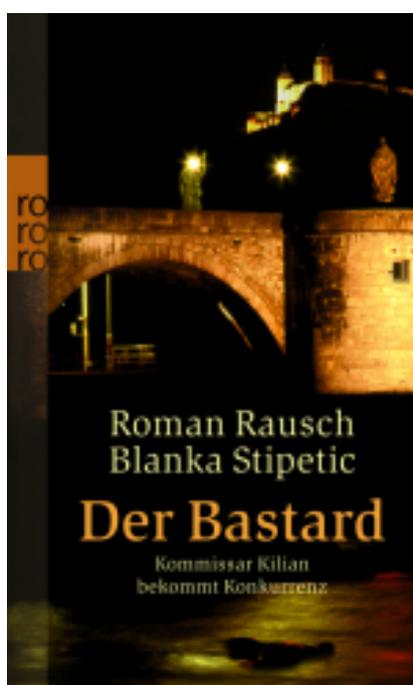


Leseprobe aus:

Blanka Stipetic, Roman Rausch

Der Bastard



Die letzte Stunde des Tages war angebrochen.

Genau elf Stunden hatte die Sonne ihren Halbkreis von Osten nach Westen gezogen. In der verbleibenden Stunde würde sie in rötlich flimmerndem Licht untergehen.

Der Mann und die Frau hatten kein Auge für diese Schönheit. Sie saßen beieinander im Gras und blickten in die Ferne, ohne etwas zu sehen.

«Komm mit mir», sagte der Mann.

Die Frau schüttelte den Kopf. «Ein schwarzes Kind gehört nach Afrika. Es kann woanders nicht glücklich werden.»

«Die Zeiten haben sich geändert.»

«Nur scheinbar.»

Sie saßen im Gras auf der unsichtbaren Linie des Äquators, zwischen Norden und Süden, zwischen Schwarz und Weiß.

«Wir gehören nicht zusammen», sprach die Frau weiter. «Nicht hier und nicht dort.»

«Warum?»

Sie lächelte. «Du liebst nicht mich. Nur das, wofür ich stehe, meine Hautfarbe, meine Wurzeln. Es ist das Neue, Fremde, was dich reizt.»

Er wollte widersprechen, doch sie unterbrach ihn. «Du

weißt nicht, wohin du gehörst. Dein Herz und dein Verstand gehen unterschiedliche Wege.»

Er nickte und nahm ihre Hand. Sein Zeigefinger folgte den Linien auf ihrer hellen Handfläche. «Wie wirst du deiner Familie das Kind erklären?»

«Ich werde nach Nairobi gehen. In der Stadt stellt niemand Fragen.» Sie entzog ihm die Hand. «Ich will nicht, dass jemand von dem Kind erfährt.»

Er nickte.

«Versprich es mir.»

«Ich verspreche es.»

Sie griff in die Tasche ihres Kleides und holte eine kleine geschnitzte Figur hervor. Sie reichte sie ihm.

«Das habe ich von einem Medizinmann der Massai. Ich wünsche dir Glück. Und dass du eines Tages erkennst, dass dein Herz klüger ist als dein Verstand.»

Sie saßen schweigend nebeneinander, bis das Rot der Sonne verschwunden war. Dann standen sie auf und gingen ins Haus. Nach wenigen Minuten war die Dunkelheit undurchdringlich.

Die Tiere übernahmen ihr Reich. Zikaden zirpten, Hyänen heulten, Paviane keiften. Die Menschen wichen zurück in den Schutz der Häuser.

Die erste Stunde der Nacht hatte begonnen.

Würzburg
Erster Tag des Afrika-Festivals

1

Er ist der, den sie fürchten.

Sie wissen nichts von seiner Existenz. Wüssten sie es, wäre er an keinem Ort mehr sicher. Ihr Hass überwindet Tausende Kilometer, ohne an Kraft zu verlieren.

Seine Mutter hat das nicht gewusst.

Nun ist er unter ihnen. Sie erkennen ihn nicht. Er ist nur einer von vielen anderen Schwarzen, Mulatten und Arabern in diesem Zelt.

Er ist einer mit schwarzer Haut, krausem Haar und einem weißen Herzen. Sie sehen die Wahrheit nicht, obwohl in ihren Adern das gleiche Blut fließt.

Eine blutige Spur zieht sich durch ihr gemeinsames Schicksal. Es ist eine Verbindung, die niemals hätte stattfinden dürfen.

Doch das hat er nicht zu verantworten, er ist nur ein Junge. Ein besonderer, denn er trägt beide Seiten in sich. Das macht ihn zu einem Unfall, einer Tragödie, einer Grenzüberschreitung – in jedem Fall zu einem Desaster.

Seine Großmutter hatte ihn gewarnt, sich niemals mit der zweiten Seite in ihm, der weißen, einzulassen. Dadurch würde er das Schicksal herausfordern. Er versteht, dass aus ihrem Mund die Fürsorge spricht. Denn sie kennt die Kraft in ihm, die zur anderen Seite drängt. Er will Gewissheit.

Blood makes noise.

Dem Lärm des Blutes kann man nicht entkommen. Auch er nicht, der gerade dabei ist, die Grenze vom Kind zum Mann zu überschreiten. Gewissheit und Klarheit sind die beiden Tugenden, die er als Mann zuerst erlangen will. Das lärmende Pumpen seines Blutes, das ihn seit früher Kindheit begleitet, wird er in dieser Nacht zum Schweigen bringen.

Er musste seine Großmutter belügen, zum ersten Mal in seinem Leben, damit er für sein Vorhaben freie Bahn hatte. Bei seinem Vater würde er die Nacht verbringen, sagte er ihr, und dass sie sich keine Sorgen um ihn machen bräuchte.

Mit dem Bild in der Hand wartet er am Zelteingang, in dem eine feierliche Ehrung stattfindet. Umringt von alten Männern in afrikanischer Stammeskleidung steht ein noch älter wirkender Mann. Er kennt seinen Namen. Er hat ihn bei einem Gespräch zwischen Großmutter und seinem Vater herausgehört. Für seine Verdienste um die afrikanische Kultur bekommt der alte Mann Geschenke – einen Speer für die Löwenjagd, einen Schild aus dem Fell eines Leoparden und eine Maske aus Gnuleder, um böse Geister fernzuhalten.

Er vergleicht das Gesicht des Mannes mit dem auf dem Bild. Damals vor dreizehn Jahren wirkte er stärker, selbstbewusster und überlegener als heute, wengleich sich wenig an seiner äußeren Erscheinung geändert hat. Er ist noch immer ein stattlicher Mann, dessen Haar mittlerweile ergraut ist. Seine Wangen wirken eingefallen, die Nase ist gerade und schmal, die Augen blau. Beim Lächeln zeigt er weiße Zähne, gepflegt und voll-

zählig. Sein Körper ist nach links geneigt, wo er sich auf einen Gehstock stützt, er kann den Schwund seiner Kräfte nicht leugnen. Von hinten stützt ihn eine Hand am Rücken, was kaum jemand im Zelt wahrnimmt. Die Frau, der die Hand gehört, scheint genau zu wissen, dass Schwäche nichts in der Öffentlichkeit zu suchen hat. In ihr erkennt der Junge die Ehefrau.

Auf seinem Bild steht sie zwischen ihm, seiner Mutter und ihrem Mann. Im Hintergrund thront eine Burg über einem Fluss. Sie ist das Wahrzeichen dieser Stadt. Das Bild in der Hand des Jungen drückt vor allem eines aus: Stolz.

Nun ist es so weit. Sie verlassen die Bühne. Ein Chor aus zwanzig Frauen tritt auf und singt zu Ehren des alten Mannes. Es ist Musik aus dem Herzen, und sie berührt auch das Herz des Jungen. Doch er hat anderes zu tun. Er steckt das Bild zurück in den Rucksack und macht sich auf den Weg.

In Kürze wird er die ganze Wahrheit erfahren.

Draußen auf dem Festivalgelände bieten Händler Plunder aus aller Welt feil: Trommeln, bunte Tücher, Amulette, Töpfe aus Ton, Bilder von Jagdszenen, dünne schwarze Figuren. Sie verkaufen einen Traum von Afrika – oder ist es eher ein Albtraum?

Er läuft schnell durch diese enge Gasse, vorbei an stoff- und tandbehängten Buden und Garküchen, Friseur- und Wahrsagerzelten. Seine Brüder und Schwestern mustern ihn mit einem schnellen Blick.

Mir könnt ihr nichts vormachen. Ich bin taub für eure billigen Versprechen.

Unter der Brücke, die vor ihm liegt, sitzt eine Gruppe

von Weißen im Kreis. Sie sehen heruntergekommen aus, wie so viele seiner Landsleute. Jeder hält eine Trommel zwischen den Beinen und schlägt darauf ein. Sie trommeln sich frei, so scheint es ihm, von der Last des weißen Mannes.

Ihr wisst nicht, was Hunger ist, und ich begreife eure seltsame Verbundenheit mit meinem Land nicht. Kommt nur für einen Monat nach Afrika. Wer dann noch trommeln mag, der hat die Hoffnungslosigkeit verstanden.

Er blickt nach oben, in den Sternenhimmel. Er ist ihm völlig fremd. Er vermag nichts darin zu erkennen – kein Zeichen, keinen Weg, kein Ziel.

Er muss sich beeilen, denn er will den alten Mann abpassen. Er rennt hinaus auf die Straße. Es ist dunkel, die Büsche schlucken jedes Licht. Am Straßenrand parkt ein Taxi.

Ein Rascheln. Er stolpert über einen Fuß und fällt der Länge nach hin. Seine Handflächen schmerzen.

«Hey, Negerkuss.»

Er spürt Gemeinheit und Hass in der Stimme.

Er wälzt sich auf den Rücken. Fünf junge Gesichter sehen von oben auf ihn hinab. Sie sind weiß.

«Komm, ich helf dir», sagt einer und streckt die Hand nach ihm aus. Er ergreift dankbar die Hand. Sie schleudert ihn in die Arme eines anderen. Der packt ihn und prügelt auf ihn ein.

Ein Mann, groß und kahlgeschoren, kommt mit mächtigen Schritten auf sie zugerannt. Er trägt einen Gürtel mit Nieten, eine Armeehose und Springerstiefel.

Er beugt sich zu ihm hinunter.

Nein, ich will nicht sterben.